

Wagt einmal die Hand hatte er ihm gegeben, und so eilig ging er fort, als wollte er mit der Hand Ungelegenheit, an der er doch halb und halb die Schuld trug, nichts mehr zu tun haben. Da hatte Mabe-Christoph die Empfindung, ihn noch einmal zurückzurufen, um ihn mit Worten zu überhäufen, oder ihn viellecht auch zu bitten, er möchte seine Weisheit wenigstens so lange verschließen, bis die Unterredung mit dem Regimentkommandeur vorüber wäre — was er eigentlich wollte, wußte er selbst nicht. Nur nicht allein sein jetzt und den Augenblick der Entscheidung noch um eine kurze Frist hinauschieben! ... Als der Kleine aber weiterging, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzuwenden, da gab er's auf. Aber so möchte er's immer, dieser Herr von Brändendorff! Auch beim Spielen. Erst ritt er einen in die Patsche und dann judte er mit der Pistole. „Sie hätten ja nein sagen können, als ich fragte, ob Sie mitkamen wollten!“ ... Ober wie heute? „Weshalb sind Sie vom Kasino nicht auch nach Hause gegangen wie die Andern? Ich hätte den Weg in die Stadt Ihnen schon allen gefunden!“ — Ein Wunder war es eigentlich, daß er auf seine Bitte hin überhaupt gekommen war! ...

Mabe-Christoph zog langsam den rechten Stuhlhandhaken an und zog die Zehne zu der Wohnung des Regimentkommandeurs in die Höhe. Auf der Mitte etwa blieb er stehen, denn ihm war ein elbischer Frosthauch plötzlich über den Rücken gefahren, und ein Gefühl unsäglichster Beerdigung schürte ihm die Kehle zu. Es schellte nicht viel, und die hellen Tränen wärrn ihm in die Augen gestiegen. ...

So einmal hatte er sich manchmal als kleiner Junge geküßt neben der Mutter und dem um fast zehn Jahre älteren Bruder, bis ihn irgend eine mitteldeutsche Seele aus der Dienerschaft del der Hand nahm und sagte: „Komm her, kleiner Christoph, ich werd' dir 'was erzählen!“ Und dann war er mitgelassen, wußte er nicht, was er sah, aber er sah, wie ein kleiner Mann, der sich um die bestimmte oder ihm irgend einen Fortwettbewerb anwies. Denn aus eigenem Antrieb unternahm er nie etwas; wenn er nicht angefleht oder beauftragt wurde, wußte er nicht mit sich und seiner Zeit nichts anzufragen. ... Wo er ging und stand, schaute er die fremden Augen der Mutter auf sich ruhen, und dann überkam es ihn immer wie eine Ohnmacht. Und wenn er in ihrer Gegenwart den Mund aufstieß, kam jedesmal die warnende Frage: „Sprichst du auch die Wahrheit, Mabe-Christoph? Die größte Sünde auf der Welt ist die Lüge, und wer lügt, nimmt Schaden an Leib und Seele!“ ... Da kam er allmählich dahin, schon bei einem bloßen Droßbild die Hände aufzusuchen und ganz mechanisch herunterzuschlappern: „Ich besinne, liebe Mutter, daß ich die Unwahrheit sagen wollte, und ich verspreche, ich will es nie wieder tun!“ Dann aber lag er wirtlich, weil es die Mutter anscheinend ja nicht anders haben wollte, und zufrieden war, wenn er nur seine erste Aussage widerrief. ... Einmal in späteren Jahren hatte er sich ein Herz gefaßt und die Mutter zur Rede gestellt, weshalb sie gerade bei ihm hinter jedem Worte fast eine Unwahrheit vermutete, während der ältere Bruder lägen durfte so oft und so viel er mochte, ohne jemals deswegen bestraft zu werden. Da hatte sie ihn fast feindselig angesehen: „Sag nicht schon wieder, dein Bruder Mabe-Heinrich ist gar nicht fähig, ein unwahrer Wort über seine Lippen zu bringen. Du aber ... als du auf die Welt kommen solltest, bin ich belogen und betrogen worden, jedes Wort, das — ein anderer damals in meiner Gegenwart sprach, war eine Lüge. Und das ist dein Erbteil. Geh aus meinen Augen!“ Da hatte er sich still und schon hinausgeschlichen und, als er sich in der Tür noch einmal umwandte, gesehen, daß die Mutter ihr Gesicht in den Händen barg und bitterlich anfang zu weinen. Jetzt glaubte er ja eine Art von Erklärung für ihr hartes Verhalten zu haben, denn er war ein müßig wurde, wor ihm eröffnet worden, sein Vater würde im Verlaufe des Jahres im Dreißigsten des Herrn von Heben auf Bombentönen, von dem in der Gesellschaft erzählt werde, er habe seine eigene Frau umgebracht und sei dafür lange Jahre ins Gefängnis geschickt worden. ... Da stellte sich bei einigen Nachdenken der Zusammenhang zwischen diesen Tatsachen und dem Verhalten seiner Mutter ganz von selbst ein. Nur daß dieses Verhalten ihr allmählich dahin gebracht hatte, sich wie ein verpöchtelter Hund zu fügen und das Unterdrückungsvermögen zu verlieren, ob er lag oder die Wahrheit sprach. Erst im Adelsknechtshaus hatte er wieder ein wenig Selbstgefühl bekommen und gefehrt, daß ein anfänglicher Mensch um seiner selbst willen die Wahrheit sprechen müßte, gleichgültig, ob er sich dadurch schaden oder nicht. Nur die Unselbständigkeit war er nicht wieder losgeronnen. Dieses ewige Wissen, daß ein anderer aber keine Zeit verflüge und

für ihn Entschlüsse faßte. Jetzt sorgten für die Dienststunden die Borgezeiten und für die freie Zeit die Kameraden. Jemandem fand man immer Anstoß, und viellecht war er deshalb auch nur im Regiment so beliebt, weil er immer militär und niemals ein Spiel verdrück. Er war er ja auch nur zu dieser fatalen Wirtin gekommen, weil er nicht nein sagen konnte, als der kleine Brändendorff heute nacht vom Kasino geflohen hatte. „Na, kommt nun jemand von den Herren mit in die Stadt sitzen? Ich muß nämlich die schwarzen Kothl abziehen lassen, sonst weint sich die Gasse ihre Kleinklein blind, wenn mich in Scharfira die Brienkugel trifft!“ Da hatten die anderen gelacht und waren nach Hause gegangen, er aber war natürlich mitgezogen. Er war ja der gute Mabe-Christoph und konnte nicht allein nach Hause fliehen. ...

(Fortsetzung folgt.)

Heimat.

Von Carl Friedrich Waberab.
(Nachdruck verboten.)

Unter dem blühenden Hodertraum fand Hans Flohr die Heimat wieder. Und das kam so: Beim Schützenfest an der Bergseite ging es hoch her. Die blonde Liesbeth, das schönste Mädchen im Dorf, machte Hochzeit, und das halbe Dorf war dazu eingeladen. Man hatte lange kein so schönes Fest gefeiert, bei dem man sich so satt essen und nach Herzlust fast trinken konnte. Die allgemeine Fröhlichkeit war das hohe Wogen, und die Liesbeth war eine der lustigsten der Gesellschaft.

Die Jungen nahmen ihr das über; denn das Mädchen war eigentlich mit Hans Flohr verlobt, der seit drei Jahren schon verheiratet war. Die letzte Nachricht, die an einem frühstückswenigen Herbsttage bei seiner Wirtin entworfen war, kam von Welther aus dem gelobten Land, wo einst unser Herr und Meister wandelte. Es war nur ein kurzer Gruß gewesen, ein Duzend Fragen nach der Mutter und dem Haus und Garten, eine neue Versicherung der Liebe und Treue, und dann die Hoffnung, die sich so eng und bescheiden in zwei Worte „Auf Wiedersehen“ fassen läßt und doch so grenzenlos, so heil und köstlichvoll ist, daß daran fast ein Menschenherz zerbrechen kann.

Die Liesbeth hat an diese Hoffnung geglaubt, bis das Sommer wieder seine Wirtinengeweinde um die Erde schlang; aber als die Erntefedle landauf, landab ihr festliches Kleider trug, da war eine große Traurigkeit in ihrem Herzen, und als es wieder Winter und Frühling und Sommer geworden war, ohne daß von dem Verlobten ein Lebenszeichen eintraf, da war die stille Flamme erloschen und das Vergehen überzog die Erinnerung wie das Moos den düsternen Waldboden.

Es kam keine Nachricht mehr von Hans Flohr, und die Briefe, die die Heimat an ihn schickte, kehrten zurück nach langen, langen Wochen, ohne ihn gefunden zu haben.

In dem kleinen Häuschen aber, das sich altersschwach an die rechte Mauer lehnte, die vor unbedenklichen Zeiten das Dorf wehrhaft umschlossen hatte, unter dem windföhigen Schindeldach lebte noch die Jungfrau und das Vertrauen auf das Glück des Hans Flohr. Eine von der Last der Jahre gebeugte Frau mit verwitweter Antlitz und halbblinden Augen betete Tag um Tag für ihren einzigen und glaubte fest an seine Wiederkehr. Wenn der Vollmond baum vor dem Häuschen blühte und der süßigere Duft in die niedrigen Stuben drang, dann saß die Greisin bis in die stürzende Nacht hinein vor der Tür auf der kleinen Bank, die der Sohn selbst gegemert hatte und lauschte weltvergessen dem Echo, das der plätschernde Dorfbrunnen und der Gesang der Nachtigallen in ihrem einsamen Herzen weckte. Und es war ihr, als sände die Welt still, und ihr ein kühler vergangenes Glück zurückzubringen. ...

Aber die Welt hand nicht still. Als sich der Herbst mit Hans zum vierten Male jährte, nahm sich die lebenshungrige blonde Liesbeth einen anderen Eheg, und die alte Frau unter dem Holzer wurde auch nicht fast von ihren Tränen, sondern mußte fleißig Reflex binden, um ihren fährlichen Unterhalt zu verdienen. Manchmal kam ein wandererischer Bursch des Weges, das aus dem immerlaufenden Brunnen einen frischen Trunk und legte sich dann neben die Alte und sprach mit ihr über Welt und Menschen. Und die Greisin hörte still zu, was sie erzählten und dachte in ihrem Herzen, daß ihr Bub auch noch einmal so bei ihr sitzen und ihr berichten würde vom heiligen Lande und seinen Wundern und Werken.

Es war neuer ein wunderlicher Sommer. Das ganze Dorf lag in Dutz und Bang. In den Gärten blühten Nelken und Jasmin und Rosen; aber den niedrigen, gleichmäßigen Hügel, die sich bis zu dem Berge hinaufschoben, der auf jeder Seite fast unermittelt aus der Ebene emporwuchs, wogten die Getreidefelder wie ein gelbes Meer, die Weizen standen in Ähren am Saub, und der Rath war so frohig und kühl wie kaum je zuvor. Necht eine Zeit, um froh zu sein und der Berechtigung des Lebens zu glauben.

Und heute machte die Liesbeth Hochzeit. Da hatten es alle gut, die dabei waren, sogar die Baumgasse, die neulich das bunte Treiben von fernher besahten, und die Handwerkerburden, die bei dem Schützenfest einkesseten. Ja, diese zumal; denn sie brachten Schürren und mancherlei Kräfte mit, an denen sich die Dorfgesellschaft gern ergötzte.

Nur einer der Wanderer sah abseits und lehnte jede Aufforderung, sich an der allgemeinen Fröhlichkeit zu beteiligen mude ab. Er sah krank und bleich aus, sein junges Gesicht war eingefallen und von einem ungeheuren Dutz entsetzt, und die blauen Augen blühten so schwermäßig drein, daß man sich ein Mädchenherz in heimlichem Mitleid erschmolz. Der Schützenwirt setzte sich zu dem Fremden, aber seine Augen wurde nicht bestrahlt. Unter den sonderbaren Blicken des Wirtin, die wie in rummer Frage auf ihm ruhten, war ihm unbehaglich zu Mute und fast zu fragen, er selbst an zu erzählen.

Man seierte eine Hochzeit und da dürfte jeder sich mitfreuen. Die Liesbeth sei ein Glückselig. „Die Liesbeth? Das ist die Braut?“ fragte der Gast. „Ja, freilich, eine glückliche Braut! Sie hat's verdient. Es gab eine Zeit, wo sie nicht so froh war wie heute.“

„Es gab eine Zeit?“ wiederholte der Fremde. „Der Schützenwirt nickte. „Sie war schon einmal verlobt, aber ihr alter Eheg ließ dahinten im gelobten Land begraben — ist eine traurige Geschichte. Nun, jetzt hat die Liesbeth sie bekommen und hat sich ein neues Glück eingelassen.“

„Ein neues Glück... Wer war denn der alte Eheg, Herr Wirt?“

„Er, der Hans Flohr. Ein schmaler Bursch. Ich hab' ihn von Kindesbeinen an gekannt. Schade um das junge Blut.“

„Ihr habt ihn gekannt, den Hans Flohr?“

„Ja, weil meinen eigenen Sohn.“ ... Der Wirt konnte den Satz nicht vollenden, weil er abbrechen wurde.

Schwer schaute der Fremde den Kopf in die Hand. „Sag mir den eigenen Sohn“, murmelte er, und eine Gatte der Wirtin grüßte sich um seinen Mund. „Aber dann sprang er auf, er schien wie angepöckelt. Mächtig sah unter das Jungbrot und ergabte lustige Weisererklärnisse. Und das jedem Trunk Bescheid. Als der Tanz wieder ansetzte, trat er fast auf die Braut zu und bat um einen Tanz. Sie schaute ihn halb bestrahlt, halb belüßigt an; denn er sah wahrhaftig nicht wie ein Hochzeitler aus. Sie wollte ihn abweisen, aber rings um sie jubelte man über den Spaß und wollte, daß sie mit dem Handwerkerburden tanze. Der nahm seinen Vorteil wahr und bat sie: „Nur diesen einen einzigen, Jungfer Braut. Bin einmal ein stotter Tänzer gewesen, so vor hier, fünf Jahren. 's ist eine lange, lange Zeit; vier Jahre, reiß? Man kann einen Menschen vergeßen währenddem. Aber heute könnte ich glauben, es wäre meine eigene Hochzeit.“

Die schöne Liesbeth hatte noch nie einen Tänzer gehabt, der so seltsame Redensarten führte. Es ward ihr ein wenig unbehaglich dabei, man konnte ja nie wissen, was es mit solch einem Handwerkerburden auf sich hatte. Und seine Stimme hatte einen so eigenen Klang — es war, als müßte das Mädchen in seiner Erinnerung noch etwas Verlorenem suchen, nach einer fernem, fernem Melodie. ...

Aber sie fand kein Echo in ihrer Seele und ihr Tänzer sprach von gleichgültigen Auserwählungen. Als der Tanz zu Ende war, verbeugte sich der Fremde dankend, Liesbeth gab ihm die Hand und hatte Mühe, seinem durchdringenden Blick standzuhalten. Gleich darauf war er aus dem Saal verschwunden.

Der Tag ins Dorf hinauf war dunkel und feurig, der Wanderer jedoch nahm ihn sicher wie einen kühleren verstanten Wind. Aus dem hell erleuchteten Schützenhaus sagte ihm das Klirren der Fiedel und das Dröhnen des Brunnenschalles, er aber wandte sich nicht um. Dort hinten war Borgezeit und Untreue. Das war abgetan.

Er schreie nicht auf, der Hans Flohr, der Leib und Herzensweh, er lebte auch nicht in jonnigen Nachgefühlen — nehm das Erlebnis als wie die Antwort auf eine Schicksals-

Frage. Was war nicht die Heimat des Hans Flohr, das nicht. —

War ihm lag eine Ungelegenheit, die weit hinausreichte war als das Richterinnen beizaten, dem er den kleinen Namen zu geben mochte. Der ihm her lag ein schmerzliches Bang, der das Herz mit tausend Gedanken schüttelte, und da unten in der Dunkelheit war ein glühendes Licht, das ihn verblühen machte, wenn er aus dort nicht fand, was er mit allen Hefern seines Herzens suchte.

Am Eingang des Dorfes war eine Eisenbrücke aufgebaut. Der Hochgehng der Liesbeth war dazwischen durchgeschritten. Die bunten Hügel flatterten im Wind, und die Tannengewinde strömten einen herzigen Duft aus. Hans stand unter dem glühendstrebenden Licht und bogte die Hände auf junge Herz, das über Nacht schier alt geworden war, und konnte kaum einen unter der Last, die sanfter drückte, und die ins Innerste drückte durch das wärmende Gehen.

So hatte sich Hans Flohr die Heimat nicht geholt, so verlassen, so einsam, so verrotten.

Sein Stolz blühte sich auf und wollte ihn um die Welt treiben, aber ein Anderer zog ihn zurück, das stürte ihn, flüchtete als alle Ehenbeide, aller Galt, aller Gwalt der Heimatboden, die Kindheitserde, von der er gelobt hat, alle die Jahre lang und am die er unter fremden Himmeln Mannesträuben geweint hatte.

Er wollte zwischen den ersten unbegreiflichen Schritten und was ihm, als müßten sie ihm einigebildeten; er wollte kommen dahinein, Hans Flohr, willkommen in der Heimat! Aber die Nacht blieb dunkel. Vor den Häusern lagen die und da Menschen, doch sie adteuten des äußeren Wanders nicht. Sie waren verstanden in der Gemüchlichkeit und wußten alte Erinnerungen in das Lied der Nachtigallen.

Am Rande des Dorfbrunnens machte Hans Flohr Halt. Er setzte sich auf die Steinmauer und ließ das Wasser über die Finger spielen.

Er unterließ die Däfte, die aus den Gärten zusammenströmten: Geisblatt und Jasmin, Rosen und Kirschen und Hollunder. ...

Und Hollunder! Sein Holzer, sein alter Hodertraum! Er fand nicht den Mut, sich umzuwenden. Das Herz kloß ihm zum Berstpringen.

Es war so still, zu denken, daß da drüben etwas war, das ihm gehörte, das er ganz allein deßat, mit dem er verbunden war, solange er denken konnte. Wenn er drangehen an die Heimat gedacht hatte, war immer der Hodertraum dabei gewesen. Und unter dem Holzer eine alte Frau. Es mochte abes Gefühl liegen ihm im Saße enauer. Er wußte ja nichts von dieser alten Frau, — ob sie noch lebte oder ob sie vielleicht schon drängen lag im Schatten des Kirchleins. Er hatte nicht schreiben wollen, niemand sollte wissen, daß Hans Flohr zurückkäme — er wollte die Heimat von innen. ...

War es Frevel, was es Sünde? Zweimal hat die Heimat dich heute schon verlogen. Was wartet deiner nun, Hans Flohr? —

Die Grillen zuppten neben dem Brunnenrand. Dann und wann grollte ein Hundgebell auf. Und der Wasserhauch des Brunnens stiel eintönig und kühl in das Weiden.

Da war es Hans Flohr, als müßte er beten. Und es stand auf und schlich sich um Hollunderbaum hinüber, auf Bebenstippen, um seines Menschen Schatz zu führen. ...

Und sah unter dem Holzer die alte Frau liegen. ... Er hätte aufstehen mögen vor Glück. Er wußte die Besicht und trat fast auf, als er überkam.

Die Greisin schrak auf. Ihr träbes Auge konnte in der Dunkelheit nicht unterscheiden, aber ihr Ohr war wohl scharf und ihr Geist war eben erst bei dem gemessen, der da ging. Nur einer ging so — aus hundertwärts hätte sie den Schritt heraus erkannt.

„Wer narrte sie ein Traum?“ „Hans!“ rief sie in die Nacht. „Hans, ist es du?“

„Es klang wie ein Bedruck, wie eine Heilung.“ Der junge Mensch stand regungslos. Seine Lippen formeten einen Laut, aber sie gaben ihm keinen Klang.

„Hans, Hans! Du kommst ja mit! Mein Bub!“ Da läste sich der Donner. Da brach es in der Ecke des Hans Flohr auf wie ein Wälzen und Quälzen und Eingehen, und er kniete nieder unter dem blühenden Holzer und umsing die ganze Heimat mit dem — einigen, auch beglückten ewig beglückenden Ruf: „Mutter!“